

Adi Mira Michaels

Schwules
Krimi

Gelato con Panna

Sieben plus Eins macht Sieben

Die Geschichte eines Sommers.

Die Geschichte einer Jungen-Clique.

Sie sind alle zwischen 15 und 17 Jahre alt und wissen noch sehr wenig.

Die Geschichte dieses Sommers wird das ändern.

Grundlegender, als sie es sich vorgestellt haben.



Verlag des Instituts Drachenhäuser
Babenhausen

Print on
Demand

GayLe Geschichten

Teil 1 - Ieri & oggi¹

¹ Gestern und Heute

Prolog

Es ist heute wieder ein warmer Tag. Ein Tag, wie er in Italien eigentlich im Frühjahr und Herbst sein sollte. Doch dieses Jahr ist alles anders. Das Frühjahr war verregnet, der Sommer kam nicht in die Gänge und die Touristen schimpften über das Wetter. Erst, als die Italiener ihren Urlaub begannen, wurde es wenigstens ab und zu mal heiß. Mal sehen, wie der Herbst wird.

Aber heute, an diesem Tag, sitze ich wieder einmal vor unserer kleinen Eisdiele. Gelateria Siena heißt sie – ich muss unweigerlich lächeln. Überall auf der Welt heißen italienische Eisdielen Venezia, La Gondola, Lido oder so – nur hier, in der „unmittelbaren“ Umgebung von Venedig, im kleinen San Donà di Piave, da heißt sie Siena. Dabei ist Siena für seine Reiterspiele und nicht für sein Eis bekannt. Abgesehen davon, ist die Gelateria im arabisch-maurischen Stil gestaltet. Passt natürlich perfekt nach Siena.

Als sie damals neu aufmachte, vor über dreißig Jahren, was haben wir da über den Namen gelacht. Ich weiß auch nicht mehr genau, warum, denn warum sollte eine Eisdiele nicht Siena heißen. Wir fanden das damals zum Totlachen komisch. Die halbe Stadt im Übrigen auch.

Aber wir haben uns dran gewöhnt. So, wie wir uns an vieles gewöhnt haben. Wir sind älter geworden, viele auch alt, einige von damals leben nicht mehr – ich spreche da nicht von Urgroßeltern oder so, sondern von Jungs und Mädeln aus meiner Generation.

Nur die Eisdiele Siena, sie ist nicht gealtert. Der Name ist geblieben, die Besitzer haben immer wieder gewechselt, so alle paar Jahre, die Einrichtung wurde mit jedem Wechsel modernisiert – ach, manchmal wünschte ich, auch Menschen könnten einfach so modernisiert, auf den aktuellen Stand der Dinge gebracht werden.

Vieles hat sich geändert, vieles auch zum Guten. Ob das, was damals passiert ist, auch heute wieder passieren würde? Der heutige warme Tag erinnert mich an damals ...

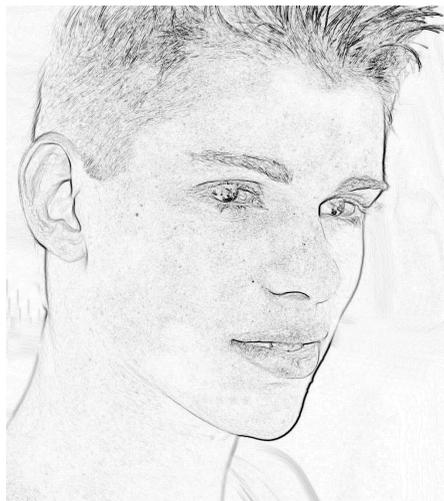


... damals, vor rund 30 Jahren

Es ist heute wieder ein warmer Tag. Ein Tag, wie er in Italien eigentlich im Frühjahr und Herbst sein sollte. Doch dieses Jahr ist alles anders. Das Frühjahr war verregnet, der Sommer kam nicht in die Gänge und die Touristen schimpften über das Wetter. Wir schimpften auch.

Es hatte keinen Tag hitzefrei in der Schule gegeben, an den meisten Tagen hat mir meine Mutter nicht mal erlaubt, die paar Kilometer mit dem Rad zu fahren – zu schlecht war das Wetter.

Dabei strotzte ich vor Gesundheit, so, wie die anderen aus unserer Clique auch: Alberto, Bruno, Mauro, Michele, den wir alle immer nur „Don“ riefen, Rinaldo, Giovanni und natürlich ich, Marcello.



MARCELLO

Sieben Mann! Und was für Männer wir waren! Tolle Kerle, wir wollten die Welt aus den Angeln heben, das Glück nicht nur mit den Händen greifen, sondern auch gleich kiloweise schlucken, alle hatten wir Träume von unserem Leben, mit Frau, Kindern, einem Haus und einem Superjob.

Wir waren 15, 16 Jahre alt, Schüler, gingen brav in die Schule, schwänzten seltener als es heute die Jugend tut, waren sportlich, spielten auch mal Fußball und halfen einander, wenn sich einer mal wieder den Fuß, die Hand, das Bein oder das Herz gebrochen hatte.

Ja, wir wollten die Welt aus den Angeln heben, doch die Welt hat uns aus den Angeln gehoben. Das Einzige, was wir gleich kiloweise schluckten, war das Eis aus der neuen Gelateria Siena.

Die Träume vom Leben träumten wir miteinander, schwärmten uns vor, was wir alles haben können, bekommen werden – und vor allen Dingen, wir schwuren uns, uns nie aus den Augen zu verlieren.

Heute bin ich der Einzige, der noch regelmäßig zu der Eisdiele kommt, sozusagen. Ich bin auch der Einzige, der hier in San Donà geblieben

ist. Die anderen sind alle weggezogen. Nach der Schule, einige erst nach der Lehre oder nach der Heirat.

Ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen, die anderen, ich meine jetzt die, die überhaupt noch übriggeblieben sind, nicht schon gestorben.

Nein, ich bin nicht traurig. Mein Leben war und ist nicht schlecht. Sicher, es könnte besser gehen, aber das sagt vermutlich auch der Millionär oder der Fernsehstar. Ich bin keines von beiden.

Ich war eine Zeitlang weg, in der „Ferne“, in Treviso, habe dort ein paar Jahre gearbeitet, kam dann wieder hierher zurück, fuhr täglich nach Venedig und führte Touristen trockenen Fußes über Wege und Plätze, kenne jedes Stück Glas in Murano schon beim Vornamen und so manche andere Insel in der Lagune besser, als ihre Bewohner.

Doch als in der alten Eisdiele vor fünf Jahren mal wieder Besitzerwechsel anstand, der Letzte war alt geworden und hatte keine Lust mehr, seine Frau zog es wieder zurück in ihre Heimat, in die Dolomiten, da habe ich kurzentschlossen zugegriffen.

Kein Wunder, werden Sie denken, dass ich nun regelmäßig zur Gelateria komme.

Kochen und backen, das konnte ich schon als Jugendlicher und mir die Kunst der Eisbereitung beizubringen, dazu konnte ich den alten Maestro Sponossa noch überreden.

Ich kann nicht klagen! Die Gelateria läuft gut. Den Leuten schmeckt mein Eis. Ich stelle es nur noch selbst her, verkaufen tun es zwei nette Damen, die das Publikum sicherlich mehr ansprechen, als ich alter Mann. Außerdem: es darf auch mal etwas ruhiger zugehen in meinem Leben, nach all den Jahren der Hektik und Unrast, der ungezählten Kilometer durch alte Gassen, den Abertausenden von Touristen, denen ich auf Italienisch, deutsch, englisch oder französisch die Schönheit der vergehenden Stadt nahezubringen versuchte – mit unterschiedlichem Erfolg.

Nur einen Ort, den ich in Venedig immer gern besuchte, den wollten die wenigsten sehen: den Cimitero, den Friedhof, auf seiner eigenen Insel. Ein Friedhof, vermutlich der Einzige auf der Welt, auf dem das Eingraben von Leichen nicht so einfach möglich ist.

Ich werde nicht die Ehre bekommen, dort meine letzte Ruhe zu finden. Es sind schon der Venezianer zu viele, als dass man mich, einen Fremden, einlassen würde.

Heute hatte ich mein Eis schon gemacht. Die letzten Tage hatten sich „dank“ des Wetters schleppend auf den Eisumsatz ausgewirkt, es war nicht viel herzustellen. So kommt es, dass ich in der Sonne auf dem kleinen Platz vor der Diele sitze und meiner Vergangenheit nachsinne.

Fior di Panna

“Ragazzi, per favore! Non così forte. **Ho mal di testa!**”²

Die alte Signora Petulla rief quer über den Platz. Für das, dass sie Kopfschmerzen hatte, konnte sie noch erstaunlich laut rufen.

Alberto, Bruno, Mauro, Don Michele, Rinaldo, Giovanni und ich bemühten uns, etwas leiser zu spielen. Doch wie bei Jungs im Alter von 15, 16 Jahren so üblich, hielt der Vorsatz nicht sehr lange. Wir waren froh, nach all den trüben Regentagen, an denen wir uns nur wenig sehen und noch weniger außen spielen konnten, mal wieder in der Sonne zu toben.

Noch dazu waren, pünktlich mit dem besseren Wetter und den Voraussagen des Wetterberichts, dass es nun erst mal so bleiben werde, die Sommerferien angebrochen. Alle Schüler Italiens hatten nun bis Mitte September frei. Welch eine Erleichterung. Nur in Venetien hatten dieses Jahr die Sommerferien später angefangen, dafür gab es Oster- und Pfingstferien – man versuchte sich einmal am deutschen Beispiel zu orientieren, hat das aber schnell wieder bleiben gelassen.

Wir sieben tobten durch die Gassen. Auf Fahrrädern, Skateboards und Rollschuhen stoben wir über die rauen Pflaster, ob und welchen Sinn diese „Jagd“ hatte, blieb Umstehenden verborgen. Uns auch. Wichtig war nur: endlich wieder mal Bewegung.

„Ragazzi, wollen ihr etwas Eis?“, Abbondio, der Eisdielenbesitzer, hatte das Flehen der alten Petulla gehört und vermutlich ging auch ihm unser Lärm auf die Nerven.

Eis? Das war etwas, womit man uns immer locken konnte. Egal, woher. Noch dazu, wenn wir so heißgelaufen und nassgeschwitzt waren, wie jetzt.

Abbondio und sein Gehilfe, Diodato, hatten heute Morgen schon flink die Tische und Stühle auf den Platz gestellt, sauber gemacht und Sonnenschirme aufgespannt. Wenn wir nun nach Schweiß „rochen“, es würde die Eisdielen nicht tangieren. Diodato brachte mit seinem üblichen Dauergrinsen ein Tablett mit sieben Gläsern Wasser und sieben Schälchen Eis. Keine riesigen Portionen, aber einem geschenkten Gaul schaut man nicht hinter die Kiemen – vor allen Dingen, wenn das Taschengeld für sehr viele große Portionen eh nicht reichen würde.

² Jungs, bitte! Nicht so laut. Ich habe Kopfschmerzen!

Aber es war Fior di Panna – die Blüte der Sahne. Ich weiß bis heute nicht, ob es nur mein Lieblingseis war, die anderen futterten es blitzschnell in sich hinein, ich aber sann jedem einzelnen Löffel genussvoll hinterher. Fior di Panna! Ein Traum. Der reine Geschmack der Milch, nur mit ein ganz bisschen echter Vanille ergänzt – es ist die ehrlichste Eissorte, die ich kenne und ich behaupte, sie heute zu meiner persönlichen Meisterschaft entwickelt zu haben. Jetzt, nach fünf Jahren der eigenen Eisproduktion.

Doch damals war es für mich einfach nur köstlich. Etwas, was alles in mir zerschmelzen konnte, von Frust, Wut oder Ärger bis hin zu großem Hallo und Trallala – Fior di Panna und ich wurde wieder zum Menschen.

Abbondio war ein eigenartiger Geselle. Klein, dürr, hässlich und dunkelbraun – Südtaliener halt. Nein, um Gottes Willen, nicht alle Südtaliener sind dürr und klein oder gar hässlich, doch für uns war das damals so. Für uns stand Abbondio für alles, was mit Sizilien und Kalabrien, Maffia und Co zu tun hatte. Außer, dass er perfektes Eis herstellte und uns damals die Mafia da vorbeiging, wo man sich in der Öffentlichkeit nicht kratzen sollte.

Für den Namen hätten seine Eltern erschlagen gehört. **Abbondio**, der Überflüssige – Mann, so einem Namen gab man nicht mal dem 15. Kater eines Wurfes. Erst recht nicht einem Menschen!

Sein Gehilfe, Diodato, war ihm in Sachen Schönheit nur wenig voraus. Er war nicht ganz so dürr, klein und hässlich, aber dieses schiefe Grinsen über seinem Stifzahn – scheußlich. Aber er war lieb, er der „Gottgegebene“. Besser hätten es hier die Eltern mit dem Namen nicht treffen können, Diodato war geistig nicht auf der Höhe, hinter vorgehaltener Hand munkelte man was von Inzucht oder Alkohol oder zu alter Mutter oder – zur Abwechslung – von allem drei gleichzeitig. Uns war das egal, Hauptsache er war lieb und freundlich und schälte fleißig die Früchte, die Abbondio in Eis verwandelte. Diodato redete so gut wie nie mit Fremden, nur zufällig (ehrlich!) habe ich mal eine Konversation zwischen den beiden belauscht. Sie war nicht sehr umfangreich und von Diodatos Seite her auch recht wortarm. Sein Sprachschatz war gering, seine Aussprache zumindest gewöhnungsbedürftig.

Niemand wusste so genau, wo Diodato her kam. Abbondio und er waren eines Tages plötzlich da und eröffneten die nagelneu gebaute Eisdiele. Wo die Leute nichts wissen, kochen die Gerüchteküchen über, doch Abbondio lächelte über jede zu persönliche Frage hinweg und gab ein bisschen mehr Eis in die Waffel. Das beendete auch die neugierigsten Fragen.

Natürlich nicht im Hintergrund. Abbondio sei ein Mörder der Mafia und habe sich hier oben versteckt. Abbondio habe Haus und Hof im Glücksspiel verloren und versuche hier, sich eine neue Existenz aufzubauen. Abbondio habe Frau und Kind auf Sizilien hinterlassen. Die Frau war – je nach Erzähler – mal

bildhübsch und eine Verführerin anderer Männer, mal eine Xanthippe mit Medusenhaar, mal tragisch im Kindbett verstorben und habe das Kind mitgenommen. Nur die bösesten Tratschen lachten über diese Theorien und meinten, Abbondio habe nie eine Frau gehabt, er habe ja Diodato.

Acht oder zehn Jahren später waren die beiden plötzlich und so schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen waren – spurlos, aber ohne den „erhofften“ Skandal zu hinterlassen, sie waren einfach weg und ein anderer stand ab dem Frühjahr in der Eisdielen.



MICHELE

Ich habe davon wenig mitbekommen, denn ich war in dieser Zeit in Treviso, zu „weit“ weg, um den Dorftratsch noch zu empfangen. Kontakt zur Familie habe ich damals auch keinen mehr gehabt.

An diesem schönen Tag kühlten wir uns also mit Wasser und Eis, ich brauchte wie immer am längsten für das köstlich Gefrorene, als Michele, Don Michele, das Wort ergriff. Er nahm öfter das Wort und hielt es, bis die anderen ein- oder zustimmend nickten. Seinen Titel „Don“ hatte er wegen seiner Führungspersönlichkeit erhalten.

„Jungs, was haben wir denn dieses Jahr in den zwei Monaten vor?“, fragte er in die Runde, diesmal, ohne die Frage gleich selbst zu beantworten. Ob der letzten Tatsache erstaunt, blickten die anderen ihn groß an. Ich schaute in meinen Eisbecher.

Giovanni begann zögernd: „Also meine Eltern hatten mir versprochen, dass es dieses Mal mit einem Urlaub an der Riviera klappen würde. Doch jetzt ist Oma krank geworden, es wird wohl wieder nichts werden. Ich bin daher eigentlich frei.“

„Mein Vater hat Urlaub, aber kein Geld. Ich bleibe hier und wenn es hoch kommt, fahre ich mal einen Tag nach Lido di Jesolo oder so.“ Albertos Vater war seit Jahren arbeitslos, schwer verständlich in einer Region, in der einer nur

gerade gehen können musste, um als Bedienung in einem der vielen Ferienhotels angestellt zu werden, doch dazu hätte man sich ja mal bewerben müssen. Albertos Mutter galt als verschollen; vermutlich hatte sie den untätigen Ehemann nicht länger ertragen können. Leider hatte sie damals Alberto nicht mitgenommen.

Bruno teilte mit, dass er in den letzten beiden Wochen der Ferien in die Berge nach Tirol zu seinen Großeltern fahren würde.

Und wir anderen? Wir hatten noch keine Pläne.

„Schade, dass Pietro nicht mehr da ist“, fügte ich meiner Aussage hinzu.

Pietro war einer in unserer Clique gewesen, bis letztes Jahr. Wir waren überwiegend in der gleichen Schule. Doch Pietro lebte nicht mehr in San Donà. Gegen seinen Protest waren die Eltern „in die Dolomiten“ gezogen und er musste mit. Auch er war erst 16, von seinen Großeltern lebten nur die Eltern der Mutter und noch dazu in San Marino – seiner Heimat. Aber die Arbeitssituation hatte die Eltern gezwungen. OK, er war nicht in die höchsten Berge gezogen, aber in die Gegend von Vittorio Veneto, für uns war das das Gleiche – 60km, ohne Auto oder Motorrad, zu wenig Geld für öffentliche Fahrkarten, da hätte es auch die Schweiz sein können.

Sein Protest hatte nichts geholfen. Nicht, dass seine Mutter ihn nicht verstanden hätte, doch sein Vater war eiskalter Techniker – im wahrsten Sinne des Wortes – und hatte eine gut bezahlte Stelle bei einem Kühlmaschinenhersteller erhalten. Pietro hatte sich schon früher immer wieder darüber geäußert, dass sein Vater innerlich so kalt war, wie die Maschinen, die er konstruierte.

Wie dem auch sei, er war seit den letzten Sommerferien nicht mehr da und irgendwo vermissten wir ihn alle.

„Ja, das ist schade, Marcello, Pietro hätte sicherlich eine Idee gehabt. Aber ich habe mir natürlich auch schon was überlegt“, gab „Don“ Michele zum Besten. „Meine Großeltern meinten, ich solle lieber über Weihnachten nach Rom fahren, jetzt sei es zu heiß. Sie haben recht. Wir wohnen zwar außerhalb, aber ich möchte dann schon in die Stadt rein – nur selbst mir macht das bei 40 und mehr Grad im Schatten wenig Spaß. Auf der anderen Seite: Geld habe ich auch keines und das bisschen, was ich im letzten Ferienjob über Pfingsten verdient habe ist leider auch...“ – er pustete über seine offene Handfläche das imaginäre Geld weg.

„Wozu es bei mir und vermutlich bei den meisten gerade noch reicht, wäre ein Wanderurlaub mit Rucksäcken, Zelten, Campingkocher und so weiter ein-

fach entlang di Piave hoch in die Berge. Bis Ponte Nelle Alpi sind es 120km, wir müssen ja nicht alles machen, sondern nur so viel, wie wir lustig sind.“

Unsere Gesichter sprachen Bände. Keines drückte ein Gefühl aus, das mit „lustig“ auch nur das Geringste zu tun gehabt hatte.

„Ach, verdammt“, fluchte Mauro, „wir sind doch keine Pfadfinder. Ich verlaufe mich ja schon in unserer Wohnung, wenn ich nachts pinkeln muss.“

Wir mussten lachen. Der Gedanke, was dann das Ergebnis von Mauros Aktion sein könnte, stand bildlich vor aller Augen. Mauro war der Kleinste von uns. Zusammen mit etwas Übergewicht wirkte er mehr wie eine Kugel und dass ihm Wanderwochen nicht gefallen würden, war irgendwie klar.

Doch auch wir anderen sehnten uns offenbar nach mehr, als von Ameisen zerfressen in irgendwelchen alten, schimmeligen Zelten zu liegen. Für neue Zelte hätte keiner der Eltern Geld gehabt oder ausgegeben wollen.

Meine Eltern arbeiteten jetzt zwar an der Adriaküste, doch vom Lohn beglichen sie erst mal die Schulden des letzten Winters und versuchten dann, etwas für die Zeit nach der kurzen Saison anzusparen. So gut war auch bei Ihnen das Geschäft nicht gelaufen, von wegen dicke Trinkgelder. Wenn´s am Strand regnet, werden selbst freundliche Touristen knausrig.

Matt schlug ich vor, „und warum gehen wir nicht in die entgegengesetzte Richtung? Ich meine, nicht in Richtung Berge, wo uns tagsüber ekelige Spinnentiere und nachts Moskitos quälen, sondern in Richtung Strand und Meer. Ich sehne mich mit jeder Faser meines Luxus-Körpers danach, endlich mal wieder im heißen Sand zu liegen!“

„Du meinst“, lachte Giovanni, „im Sand heiße Liegestützen zu machen – über einer schicken Blondine!“

Ich zog ihm eine Grimasse. „Wir sind ja nicht alle so muschi-geil, wie du. Immer die Kleinsten!“

Giovanni nahm das nicht übel. „Ich weiß ja, dass ich den Kleinsten habe. Aber die Größe sagt gar nichts. Klein wie ne Nadel, aber flink, wie ne Nähmaschine!“

Klar, dass an eine vernünftige Unterhaltung an diesem Nachmittag nicht mehr zu denken war.

Gegen sechs Uhr trennten wir uns, jeder ging in sein Zuhause, ich zu meinen Großeltern, die für mich in der Zeit der Elternarbeit sorgten, also irgendwann von Ende April bis Mitte oder Ende September. Ich war das gewohnt, das ging schon immer so, auch, als ich noch ganz, ganz klein war. Ich liebte meine Großeltern, es sind die Eltern meines Vaters. Geboren bin ich in der Provinz

Treviso, in einem kleinen Kaff namens Montaner, das dort am Berg klebt, wie ein Wespennest an einer Mauer. Klein, unbedeutend und ruhig. Dort haben meine Eltern sich kennengelernt, haben mich dort auch noch bekommen, bevor sie aus Arbeitsgründen nach San Donà gezogen sind. Es sind nur 52km und trotzdem eine Reise in eine andere Welt.

Sie haben noch nie von Montaner gehört? Das macht nichts, ich hätte es auch vermutlich auch nicht, wäre ich dort nicht entstanden. Es ist nichts Besonderes. Das einzig Besondere an dem Ort ist, dass dort ein junger, ehemals römischer Pater, Comte³ Claudio Vettorazzo, zu Weihnachten 1967 mit der halben Pfarrgemeinde zum assyrisch orthodoxen Glauben übergewechselt ist. Mehr als skurril ist, dass er von Mar (Bischof) Shimun XXIII 1975 zum Bischof für Aquileia ernannt wurde, obwohl dieser in den USA lebende Bischof bereits 1973 von seiner Kirche in den Laienstand versetzt worden war. Mar Shimun XXIII wurde dann am 6.11.1975 von einem Glaubensbruder aus bis heute unklaren Motiven erschossen.

Mar Claudio war ein gütiger Mensch, aber auch ein kleines Stinktier, wenn



er die römische Kirche ärgern konnte, die ihn wiederum mit zahllosen weltlichen Prozessen, zum Beispiel wegen (angeblichem?) Betrugs, überzog.

(Anm. Des Autor: Richtig ist, dass er das ganze Vermögen seiner Familie in die Kirche und den Bau der „Kathedrale“ von Montaner gesteckt hatte, gerne über Strohmänner große, leere Gebäude in Norditalien kaufte – die gibt und gab es in Mengen – und

dann verkündete, sie zu assyrischen Klöstern umzuwandeln. Daraufhin kauften ihm römische Kirchenmitglieder die Gebäude zu überhöhten Preisen wieder ab – kein sehr beliebtes Verfahren, wohl wahr.)

Dabei zahlte er der römischen Kirche nur heim, was sie ihm angetan hatte, denn Mar Claudio litt weniger unter dem Zölibat, als darunter, dass er seinen (absolut hässlichen) polnischen Freund als römischer Geistlicher nur selten zu sehen bekam. Die assyrische Kirche hingegen, die älteste christliche Kirche der Welt, hat nichts gegen Männerbeziehungen.

³ Graf

Doch auch diese das Dorf und das Bistum unter dem späteren 33-Tage-Papst Johannes Paul I in helle Aufregung versetzende Ereignis ist gerade mal in den lokalen Chroniken und Zeitungsarchiven zu finden und Mar Claudio ist schon wieder seit vielen Jahren tot, vermutlich seit circa 1998. Die Quellen sind sich nicht einig, ob er 1994 wegen finanzieller Probleme oder wegen Drogen-Besitz und -Handel inhaftiert wurde. Es hieß auch, es wären homosexuelle Orgien organisiert worden. Sein Nachfolger war 1992 Mar Fanurio Vivan. Seit 2000 ist die Kirche Teil eines Nonnenklosters unter dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel. Heiße Luft erkalte schnell. Sein Beton-“Dom“ aber steht heute noch.

(Anm. Des Autors: Ich habe versucht, einige Fakten dazu zu ergänzen. Allerdings sind die umfangreichen italienischen Texte im Internet sich außer über die Ursache der Spaltung in nur Wenigem einig. Ansonsten kannte ich Mar Claudio und seine Leute persönlich.)

Ich selbst habe von Montaner nicht viel mitbekommen. Als ich rund ein Jahr alt war, zogen die Eltern um, Vater hatte schon im Jahr vorher in Bibione gearbeitet, seit dem wohnte ich hier.

Nonna⁴ Fabiana war eine sehr gute Köchin. Man sah es an Nonno⁵ Luigi, er hatte am Tisch seiner Ehefrau kontinuierlich über die Jahre an Gewicht zugelegt und die alte, speckige Strickjacke, die er bei jedem noch so winzigen Luftzug trug, zeigte dies an stetig mehr hervorquellenden Knöpfen, die inständig um Hilfe zu bitten schienen.

Zu ihr heimzukehren, machte mir immer Spaß. Wir waren zwar nicht reich, aber nie hungrig und wenn ich einen meiner Freunde mitbrachte, stand ein weiterer Teller schneller auf dem Tisch, als ich den Freund ankündigen konnte.



...

Gut, wir waren aus dem Größten der Pubertät raus, nach unserer eigenen Meinung sowieso schon so gut wie erwachsen, doch Mädchen?

Heute, 2012, ist das alles anders. Wenn ich heute die Jugendlichen mit 15, 16 Jahren so reden höre, dann handelt es sich um den gleichen dick aufgetragenen Geilsaft, wie bei Bauarbeitern unter der

Dusche. Da ist von Tussen und Muschis, dicken Titten und säftetreibenden Blicken oder gar Griffen die Rede – meist ist gar nichts dahinter.

Wir in unserer Clique jedenfalls redeten nicht über Mädchen, auch, wen Don schon eine Freundin hatte, ich hatte (noch) keine und die anderen ebenfalls nicht. Don brachte Gelsomina nicht mit zu den Treffen, wir kannten sie aber alle.

**GELSOMINA /
JASMINE**

War unsere Clique deshalb schwul?

Wir redeten nicht darüber. Es war „kein Thema“. Eher so, wie Peter Pan, der nicht erwachsen werden wollte, wollten wir unsere Jugend so lange wie möglich erhalten. Unterbewusst war uns klar, dass wir nie mehr so einen Zusammenhalt und so einen Spaß haben würden, kämen erst mal weibliche Wesen in die Gruppe.

Nein, ich glaube nicht, dass wir schwul waren.

Schwul?, das waren andere. Zum Beispiel Paolo d´Abruzzo aus einer Klassenstufe höher. Er war ein Bär, hatte schon kräftig Barthaare und auch am Körper trug er ein dichtes Fell. Er war ein guter Sportler aber man munkelte, dass er Bodensport am liebsten mit Männern machte, nicht mit Frauen.

Oder Flavio, jetzt mit der Schule zu Ende. Ihm sah man es an. Ein graziles, fast fragil wirkendes Wesen von überirdischer Schönheit, einige von uns meinten damals, er sei gar kein Mensch, sondern direkt aus dem Olymp von den Göttern zu uns hinabgestiegen. Blond, hellhäutig, wässrig blaue Augen – im Gegenlicht soll er fast nicht sichtbar gewesen sein.

Komisch nur, dachte ich mir damals schon, warum die Götter IHREN Sprössling dann nicht auch mit etwas mehr Weisheit ausstatten hätten können. Denn Flavio gehörte zu den schlechtesten Schülern des ganzen Jahrgangs und war auch gleich nach dem Schulende aus San Donà weggezogen.

Ich sah ihn, Jahre später, einmal wieder, als er sich am Markusplatz den Touristen als Fotomodell zur Verfügung stellte. Gegen Geld. Vielleicht sollte ich ihn mal wieder suchen?

„Nein, ich weiß es nicht“, antwortete ich mit fester Stimme in die Stille hinein, die sich zwischen Alberto



und mir wieder ausgebreitet hatte. Er schrak zusammen. Offenbar waren seine Gedankengänge nicht mit meinen parallel verlaufen, er dachte schon an was ganz anderes und es dauerte einen Moment, bis er kapierte, dass dies eine erneute Antwort auf seine Frage war.

Der Anblick eines d'Piu-Supermercato entthob Alberto einer eigenen Antwort und wir kauften erst mal so viel Wasser, wie wir nur tragen konnten. Mit, ohne und mit wenig Gas, so, wie die Wünsche uns aufgetragen worden waren. War auch egal, wer Durst hat, trinkt alles.

Schwer bepackt, mit vollen Rucksäcken und an jeder Hand noch eine bis zum Zerreißen gespannte Plastiktüte, schwankten wir wieder Richtung unserer Gruppe. Nun wäre jedes Wort nur Schwerstarbeit gewesen und die einzigen Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, waren:

- a) hält dieser dämliche Henkel noch so lange durch, bis wir dort sind und
- b) sind wir endlich da?

Die Frage b) beantwortete sich von alleine, als wir mit Freudengeschrei empfangen wurden. Die Frage a) hatte sich schon wenige Meter vorher beantwortet und lachend sammelten die Kameraden den Inhalt zweier Tüten Wasser von der Wiese.

Der Vorrat würde gerade so bis zum Abend reichen, doch Giovannis Versorgungsdienstfahrer würde heute wohl noch aufkreuzen. Er wusste ungefähr, wo wir waren.

Der Nachmittag verlief fröhlich und unbeschwert, die Ereignisse der Nacht waren offenbar vergessen – wenn auch bei dem einen oder anderen sich immer mal wieder eine verräterische Beule in der Badehose bildete, bevor er blitzschnell wieder im Wasser verschwand.

Das Abendessen war gerettet. Es gab wieder Spaghetti, aber diesmal waren sie von Giovannis Mama gekocht, mit reichlich Soße vermischt und in einem riesigen Topf heiß durch Papa angeliefert worden. Wir aßen, nein, wir fraßen, als hätten wir zwei Tage lang nichts zu Essen bekommen, was von der Wahrheit natürlich nicht so weit entfernt war.

Giovannis Oma ging es langsam wieder besser und so stellte der Vater dem Sohn in Aussicht, dass es vielleicht gegen Ende der Ferien doch noch für eine Woche nach Pisa an den Strand gehen könnte. Giovanni war überglücklich und als der Vater samt schmutzigem, aber bis auf die letzte Nudel geleerten Topf, Schmutzwäsche und leeren Flaschen heimfuhr, hinterließ er nicht nur frische Anziehsachen, viele Flaschen Wasser, sondern auch einen Berg Nudeln, etwas weiteren Vorrat, neue Trockensoßen zum Einkochen zusammen mit den Nu-

deln (samt Anleitung dazu), sondern auch eine sehr fröhliche, frohe Mannschaft, die sich ums Lagerfeuer versammelte.

Gesungen haben wir diesmal nicht, ich glaube, wir waren einfach zu satt dafür, doch wir erzählten uns Geschichten und Anekdoten, vom letzten Jahr, von vorletzten Jahr oder aus unserer Phantasie.

Der Abend endete eher, nun merkten wir das frühe Wecken und manch einem, der an den Hahn heute Morgen dachte, lief schon wieder das Wasser im Munde zusammen, ob dieses Tieres frisch vom Grill.

Alberto und ich krochen wieder in unser Zelt und schlossen den Vorhang gegen die Mücken. Ein paar erschlugen wir, doch offenbar war sein Zelt soweit dicht, dass sie in der Nacht nicht zu uns eindringen konnten.

Trotzdem blieb ich diese Nacht nicht alleine auf meiner Matratze. Die schon bekannte Hand schob sich, diesmal sehr viel früher, auf meine Matratze und ich überlegte erst mal, ob ich sie zurückweisen sollte. Doch warum? Ich war natürlich geil, mit 16 Jahren konnten wir alle noch mehrfach am Tag, doch wir hatten kaum die Gelegenheit dazu – immer zusammen mit den anderen, im Wasser oder auf der lichten Wiese – da konnte man sich nicht so einfach mal hinstellen und einen runterholen. Was hätten die anderen sich dabei gedacht? Ja, was HÄTTEN die anderen sich wohl dabei gedacht?

Jetzt aber, als der zunehmende Mond vom wolkenlosen Himmel unsere Zelte schwach beleuchtete, hätte ich es zwar nie als romantisch bezeichnet, aber als „bitte ja, mach endlich, ich bin spitz“.

So verzagt und vorsichtig, wie gestern, gingen wir es beide nicht mehr an. Härter packten wir gegenseitig unsere Schwänze und als der erste Druck in mehreren Schüssen im diesmal bereitliegenden Krepppapier abgebaut war, behielt ich meine Hand an Albertos Schwanz. Etwas erstaunt kehrte auch seine Hand zu mir zurück.

Die beiden Lustspender waren leicht glitschig feucht, nicht mehr steif aber noch nicht wieder richtig schlaff und so fuhren wir gegenseitig mit dem Sperma als Gleitmittel am Schaft auf und ab.

Es war ein komisches Gefühl. Normalerweise hätte ich „igitt“ gesagt und schnell alles am Waschbecken abgewaschen, nachdem ich heimlich, still und leise aufs Klo geglitten wäre. Doch hier hatten wir kein Waschbecken, kein Klo und jetzt ins Wasser zu gehen, das wäre zu auffällig gewesen. Oder nicht?

Viel Gedanken konnte ich mir nicht machen.

Alberto hatte sich bewegt und war zu mir auf meine Matratze herüber gekrochen. Doch er legte sich nicht neben mich, wie ich eigentlich erwartet hatte, nein, er glitt hinab und plötzlich verspürte ich seine Lippen auf meinem

Schwanz und Sekunden drauf, diesen in seinen Mund eingesaugt. Ich fuhr nahezu waagrecht von der Matratze hoch, nur von dem Umstand gehindert, dass Alberto mein Mittelteil gut beschäftigt vor seiner Nase hielt. Er machte etwas, wovon ich gerade mal gehört hatte – „Schwanzlutscher“ war eines der üblen Schimpfworte, die damals auch bei uns kursierten – doch er lutschte ihn perfekt. Das Gefühl kann ich bis heute nicht beschreiben, das ich damals gehabt hatte. Ich fühle es nur bei der Erinnerung der Szenen wieder in meinem Unterleib.

Es war einfach nur grandios. Nie hätte ich gedacht, dass man so etwas machen kann, jemand mit mir so etwas macht oder gar ich mit jemanden das mache – und doch habe ich hinterher, als ich recht bald erneut gekommen bin und Alberto zu meinem Erstaunen alles geschluckt hatte, was da so kam, auch ihn mit dem Mund befriedigt.

Dass man dafür auch „Blasen“ sagt, das habe ich erst viel später erfahren.

Erst war es mir sehr komisch. Einen Schwanz, noch dazu voll glitschigen Spermas, in den eigenen Mund zu nehmen – ich brauchte ein paar Sekunden Überwindung. Im Gegensatz zu Alberto, der dies, wie er vor dem Einschlafen zugab, schon „ein paar Mal“ gemacht hatte. Er, der Jüngere, war erfahrener als ich.

Ich nahm also den schon wieder steifen Ständer von Alberto in den Mund und war ganz erstaunt, dass er nicht nach Urin oder irgendwie anders unangenehm schmeckte. Sicher, wir hatten den Großteil des Tages im Wasser verbracht, irgendwie musste das sich auch auf unsere Sauberkeit ausgewirkt haben, doch das alles kam mir erst viel später.

Alberto war schon wieder scharf, alleine dadurch, dass er meinen Schwanz gelutscht und mein Sperma geschluckt hatte und mit einem Aufbäumen kam er schneller, als ich je gedacht hatte. Ich hatte meine liebe Mühe, „DAS“ zu schlucken, doch bei den Mengen blieb mir gar nichts anderes übrig und wieder erstaunte mich der leicht süßlich salzige Geschmack.

Als wir uns wieder auf unsere eigenen Matratzen zurückrollten, fiel mir statt meines üblichen Nachtgebets nur ein, „Mein Gott, jetzt bin ich also keine Jungfrau mehr.“ Es gibt schlechtere Gedanken, um einzuschlafen.

